

Oberstufe

„NUR WENN ICH SCHREIBE, BIN ICH“



Zu Franz Kafkas Literatur und Leben, anlässlich seines Todes vor 100 Jahren

Am 23.01.1922, rund zweieinhalb Jahre vor seinem frühen Tod mit 41, schreibt Franz Kafka, rückblickend auf sein Leben:

„Unruhe daraus, dass mein Leben ein stehendes Marschieren war, eine Entwicklung höchstens in dem Sinn, wie sie ein hohl werdender, verfallender Zahn durchmacht. [...] Es war so, als wäre mir wie jedem anderen Menschen der Kreismittelpunkt gegeben, als hätte ich dann wie jeder andere Mensch den entscheidenden Radius zu gehn und dann den schönen Kreis zu ziehn. Statt dessen habe ich immerfort einen Anlauf zum Radius genommen, aber immer wieder gleich ihn abbrechen müssen. [Beispiele: Klavier, Violine, Sprachen, Germanistik, Antizionismus, Zionismus, Hebräisch, Gärtnerei, Tischlerei, Literatur, Heiratsversuche, eigene Wohnung.] Es starrt im Mittelpunkt des imaginären Kreises von beginnenden Radien, es ist kein Platz mehr für einen neuen Versuch, kein Platz heißt Alter, Nervenschwäche, und kein Versuch mehr bedeutet Ende.“ (1887).

Im Gegensatz zu dieser wenig schmeichelhaften Lebensbilanz und Selbstkritik hat Kafka Konjunktur – auch außerhalb von Klassenzimmern und Seminaren. Längst ist er selbst zur Figur (in Comic und Film) geworden. Sein Schreiben und seine Texte gelten vielen als Parabeln und Chiffren der modernen Welt, vor allem als Zeichen ihrer Undurchschaubarkeit und Defekte, der Ohnmacht des Einzelnen vor einem hyperbürokratischen Apparat und so weiter. Man missbraucht ihn als Markenzeichen, hat dazu das Adjektiv kafkaesk erfunden.

Die Bedenken, die hier anklingen, sind alt. Der Philosoph und Soziologe Theodor W. Adorno kritisiert in seinen Aufzeichnungen zu Kafka schon in den 1950er Jahren den „falschen Ruhm, die fatale Variante des Vergessens“. Es ist die Zeit existentialistischer Moden und Adorno warnt vor der Einordnung in eine „etablierte Denkrichtung“.

Immer mehr rückt auch die Person in den Vordergrund, vor allem der Konflikt mit dem Vater, biografische und psychologische Deutung gehen Hand in Hand. Gründe dafür liegen zum einen in einer Rezeption, die den Autor vor die Texte stellt, einer fragwürdigen Rezeption, denn die Autorität eines Autors, das gilt nicht nur für Kafka, ist die von Texten, nicht die einer Lebensweise, einer Weltanschauung oder einer moralischen Haltung.

Zum anderen liegen die Bedenken in seinem Fall in den Texten selbst. Kafkas Erzählungen und Romane sind Paradebeispiele für ein Verständnis von Literatur, wie es der französische Literaturwissenschaftler Roland Barthes vorschlägt, der den Text als „Gewebe“ sieht, das „sich selbst bearbeitet“ und ständig weiterentwickelt, mit immer neuen Sinnangeboten in sich ändernden Kontexten. Gerade ihre Bedeutungsoffenheit macht es möglich, alles Mögliche an Bedeutung in ihnen zu entdecken – was legitim ist und auch geschieht. Oft jedoch beliebig und willkürlich, sicherheitshalber autobiografisch, weil herkömmliche hermeneutische und strukturalistische Verfahren vor solchen Texten versagen, wenn weiter hartnäckig versucht wird, den darin mehr oder minder verborgenen Sinn aufzudecken. Besser wäre es, meinen manche, Kafka beim Wort zu nehmen und dieses stehen zu lassen, und die eigenartigen Bilder, die daraus hervorgehen. Man betrachte und genieße sie, wie Bilder moderner Malerei, etwa von Paul Klee, ohne sie fixieren zu wollen – schon gar nicht auf den Ausdruck der psychischen Probleme des Autors.



Wer sich dennoch für dessen Person interessiert, hat genug Material in Briefen und Tagebüchern, wobei die Grenzen zur erzählenden Literatur fließen. Vor allem in den Tagebüchern finden sich neben autobiografischen Einträgen immer wieder Skizzen und Entwürfe zu Erzählungen, kurzen Prosatexten, die an seine literarischen Arbeiten erinnern, sich bisweilen auch im Wortlaut direkt auf diese beziehen. So schreibt Kafka das erste Kapitel seines Romans „Der Verschollene“ erst in die Tagebücher, übernimmt es später, fast unverändert, in den Roman. Die biografischen Aufzeichnungen jedoch sind, im Unterschied zu den Erzählungen, relativ eindeutig: sie zeigen einen Menschen, der sich entschieden gegen jede „soziale Eingliederung“ (Adorno) wehrt.

Kafka selbst sieht sich als einen Zerrissenen! Mittelpunkt in seinem Leben ist das Schreiben. Darum kreisen sein Denken und sein Tun. Während in einem normalen Leben andere Menschen, vor allem Familie, Verwandte und Freunde, Beziehungen und Kontakte wichtig sind, ist das für ihn seine schriftstellerische Arbeit. Beide Seiten schließen einander aus: „Alles, was sich nicht auf Literatur bezieht, hasse ich“, heißt es in einem Tagebucheintrag von 1913, „es langweilt mich, Gespräche zu führen [...] Leiden und Freuden meiner Verwandten langweilen mich in die Seele hinein.“ [569]. Sie lenken nur, schreibt er sinngemäß weiter, vom Wichtigem ab.

Er ist davon überzeugt, dass er allein sein muss und dass alles, was er bis zum Zeitpunkt dieses Zitats erreicht hat, „nur ein Erfolg des Alleinseins“ ist. Dennoch versucht er immer wieder Beziehungen einzugehen, sogar zu heiraten. Zweimal verlobt er sich mit Felice Bauer, zweimal zieht er zurück. Später versucht er es mit anderen Frauen, etwa mit Milena Jesenská oder Dora Demant, mit der er sich ebenfalls verlobt. Den entscheidenden Schritt wagt er nie, letztlich hat er immer „die Angst vor der Verbindung“, davor, „nie mehr allein“ zu sein und sich ganz dem Schreiben widmen zu können [569].

Seine Distanz zur Familie und zum alltäglichen Leben hat auch mit dem Vater zu tun – dem Umstand, der in der Kafka-Deutung am häufigsten genannt wird, denn er passt fast immer: ein Passe-Partout, ein autobiografischer Deckel für nahezu jeden Texttopf. Gewiss, der Vater ist ein großes Problem, aber auch vor allem, weil er Franz' künstlerischen Wünschen im Weg steht. „Gestern die Vorwürfe des Vaters wegen der Fabrik“ (710), schreibt er im Dezember 1914. Er ist zu diesem Zeitpunkt 31 Jahre alt. Der Vater hat kein Verständnis für die literarischen Ambitionen seines einzigen ihm gebliebenen Sohnes, der das Unternehmen, das er aufgebaut hat, weiterführen soll. Diesen Konflikt nennt Kafka immer wieder in den Tagebüchern und gestaltet ihn in Erzählungen, wie im Urteil, schreibt jedes Mal aber weit mehr als nur das Psychogramm einer mörderischen Vater-Sohn-Beziehung.

Wenn Franz Kafka wirklich leidet, dann weniger am Vater, an den Menschen, der Gesellschaft oder dem ungeliebten Brotberuf als Jurist einer Versicherungsgesellschaft. Das sind Leiden, die er kreativ nutzen kann, sind allenfalls Störfaktoren, wenn sie ihm kostbare Zeit und Energie rauben. „Ging dann nachhause und schrieb ruhig drei Stunden, im Bewusstsein dessen, dass meine Schuld zweifellos ist, wenn auch nicht so groß, wie sie der Vater darstellt“, heißt es in der Notiz von 1914 weiter. Wirklich leiden tut er nur, wenn Texte, nach seinem Maßstab, misslingen oder wenn sich Schreibblockaden einstellen. „Nichts geschrieben [...] Nichts, nichts“ (428), notiert er 1912 verzweifelt in sein Tagebuch oder fragt sich, nicht weniger verzweifelt: „Ende des Schreibens. Wann wird es mich wieder aufnehmen?“ [721].



Kafka zeichnete gerne zu unterschiedlichen Anlässen und Zeiten, in Manuskripten, im Tagebuch, in den sogenannten Oktavheften ... Immer wieder tauchen meist kleine Karikaturen wie die hier abgebildeten auf.



Zwischen den zwei Notizen liegen mehrere Jahre, und ähnliche Kommentare in den folgenden Jahren machen deutlich, dass Literatur und Schreiben für Franz Kafka existentiell sind. So stellt er Ende 1921 fest: „Die Metaphern sind eines in dem Vielen, was mich am Schreiben verzweifeln lässt“ und kritisiert die „Unselbständigkeit des Schreibens“, weil es nicht in sich selbst wohne, im Unterschied zu den „eigengesetzlichen Verrichtungen“ [875] der alltäglichen Lebenswelt.

Andererseits klingt er euphorisch, wenn er meint, etwas sei gelungen: „Diese Geschichte Das Urteil habe ich in der Nacht vom 22. zum 23. von 10 Uhr abends bis 6 Uhr früh in einem Zug geschrieben[...] Wie das Dienstmädchen zum ersten Mal durchs Vorzimmer ging, schrieb ich den letzten Satz nieder. Auslöschen der Lampe und Tageshelle. Die leichten Halsschmerzen. Die in der Mitte der Nacht vergehende Müdigkeit. [...] Nur so kann geschrieben werden“ [460 f.].

Selbst der Krieg kann ihn nicht von seiner Leidenschaft abhalten: „Ich habe keine Zeit. Es ist allgemeine Mobilisierung. [...] Aber schreiben werde ich trotz alledem, unbedingt, es ist mein Kampf um die Selbsterhaltung.“ [543]. Das Schreiben wird zum Thema in seinen Romanen. Der Prozeß kann als Schreibprozess verstanden werden, im Schloß finden sich viele Anspielungen auf sprachliche Kategorien, etwa wenn sich Namen von Schlossbeamten, wie Sortini und Sordini, in Minimalopposition nur in einem Buchstaben unterscheiden oder die klaren Konturen oben auf dem Schloss für die Literatur stehen, das Dorf, das im konturlosen Schnee versinkt, an die Alltagssprache erinnert.

Die anfangs zitierte Stelle aus dem Tagebuch von 1922 erscheint auf den ersten Blick als schonungslose Selbstkritik. Andererseits zeigt sie Franz Kafka auch als Menschen mit breit gefächerten Interessen, die nicht zuletzt seiner vielseitig schillernden Existenz entsprechen: als deutsch schreibender Schriftsteller jüdischer Herkunft in Prag, das nur wenige Jahre vor seinem Tod 1924 Hauptstadt des souveränen Staates Tschechoslowakei, die meiste Zeit seines Lebens aber österreichisch ist. Es gibt Schwerpunkte, etwa das jüdische Thema, doch vieles bleibt im Ansatz stecken, entsprechend der Lebensmetapher vom Kreis und den abgebrochenen Radien. Oder es berührt ihn nur oberflächlich und vorübergehend, wie die Begegnung mit Anthroposophie und Rudolf Steiner, der 1911 in Prag eine Reihe von Vorträgen hält und bei einem Treffen Kafka um eine Probe seiner Arbeiten bittet. Letztendlich aber interessiert ihn „alles, was sich nicht auf Literatur bezieht“, wenn überhaupt, nur als Gegenstand und Anlass fürs Schreiben.

Der surrealistische Charakter seiner literarischen Welt, groteske Figuren und ausweglose Vorgänge, die alltäglich erscheinen, Orte und Zeiten jenseits empirischer Gesetze rühren eher von der Ausschließlichkeit her, mit der sich Franz Kafka dieser Welt verschrieben hat, als von irgendwelchen psychosozialen Deformationen, für die er den genauen Ausdruck sucht: „Von der Literatur aus gesehen ist mein Schicksal sehr einfach. Der Sinn für die Darstellung meines traumhaften innern Lebens hat alles andere ins Nebensächliche gerückt [...] Nichts anderes kann mich jemals zufrieden stellen.“ [546].

Johannes Preschl [L]

